

# **Alt- und neutestamentliche Texte als Quelle und Ursprung gemeinsamer Werte im Christen- und Judentum**

Ernst Ludwig Ehrlich

Die Juden haben aus verständlichen Gründen das Christentum erst spät geistig zur Kenntnis genommen. Von einer adäquaten Würdigung konnte bis zum 20. Jahrhundert kaum die Rede sein. Unser Thema lautet jedoch nicht "Jesus in der Sicht des Judentums", sondern eben "Das Jüdische im Christentum".

Hier drängt sich nun der Titel eines Büchleins auf, das Leo Baeck im Jahre 1938 im damaligen Schocken Verlag hat erscheinen lassen — im gleichen Jahr, als seine getauften deutschen Mitbürger christlichen oder atheistischen Glaubens die Synagogen anzündeten, die jüdischen Geschäfte zertrümmerten und 30 000 Juden in die Konzentrationslager verbrachten. Der Titel lautet: "Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte". Im Vorwort heisst es in der typischen Sprache Baecks:

"Es ist kein herbeigerufenes, sondern ein erschienenenes, wenn damit das Evangelium als ein Stück jüdischer Geschichte, und kein geringes, als ein Zeugnis jüdischen Glaubens hervortritt." Baeck geht es darum, das Evangelium aus seinem Raum und seiner Zeit zu verstehen, die mündliche Überlieferung, wie sie im Judentum Palästinas damals lebte, zu erkennen, in ihrem Seelischen und in ihrem dichtenden Erzählen und Vernehmen. Es geht ihm um Tradition der alten Botschaft, wobei er versucht, die erste Überlieferung wiederherzustellen, das heisst zum Ursprünglichen vorzustossen und die Überlagerungen abzudecken. Er erkennt den Unterschied zwischen Überlieferung und Darstellung. Über die alte Kunde ist neues gleichsam hinüberschrieben worden. — Soweit Baeck.

Das freilich beruht auf einer entscheidenden Voraussetzung: Das allmählich werdende Christentum basiert auf einem uneingeschränkten Judentum. Jesus und seine Jünger konnten sich in keiner Weise vorstellen, dass sie aus dem

Rahmen des Judentums herausfallen könnten oder dass aus den Lehren Jesu später eine vom Judentum separierte Religion entstehen könnte. Ein solcher Gedanke wäre der Urgemeinde geradezu abwegig erschienen.

Wenn man unser Thema zu behandeln hat, muss man vor allem zunächst sich vergegenwärtigen, dass in der Zeit Jesu das Judentum in Palästina, und vor allem auch in der Diaspora, ein so pluralistisches Phänomen war, wie wir es uns lange nicht haben vorstellen können. Besonders durch die Qumran-Texte ist unsere Erkenntnis dieses Pluralismus noch erheblich gewachsen; er mag sogar schon in den Zeiten der Hebräischen Bibel vorhanden gewesen sein, nur hat spätere Zensur uns den Blick dafür genommen. Dass die Grundlage des Christentums schlechthin jüdisch ist, ergibt sich auch aus der Tatsache, dass das Christentum die Hebräische Bibel übernommen hat. Daher konnte Papst Johannes Paul II. zutreffend sagen, das Alte und das Neue Testament stehen in einem Dialog miteinander. Eine Abwertung der Hebräischen Bibel wäre daher eine entscheidende Verkürzung des Christentums, und vor allem wäre das Neue Testament schlechthin unverständlich ohne die Hebräische Bibel.

Es war vorher die Rede von dem Pluralismus des Judentums, in dem die Urgemeinde ihren Platz hat. Hier spielt hauptsächlich, sowohl bei Jesus als auch bei seinen näheren und ferneren Jüngern, das Zeitbewusstsein eine zentrale Rolle. Die Welt, in der Jesus lebte, war durch mannigfache Beschwerden getrübt; die römische Herrschaft lastete ebenso schwer auf Palästina wie die innere Zerrissenheit des damaligen Judentums. Pluralismus kann ein notwendiges Phänomen sein; aber ebenso liegt in ihm die Gefahr der inneren Bedrohung des gegenseitigen Nicht-mehr-Verstehens.

Diese Tatsache spielt eine ganz besondere Rolle, wenn es um die Frage geht, wo man in der konkreten Gegenwart steht, in der man lebt. Ob man etwa gleichsam körperlich die Nähe des kommenden Reiches Gottes spürt oder ob man den Einbruch dieses Reiches in unsere Welt in eine fernere Zukunft verlegt. Schon längst vor Jesus haben Juden die Gefahr gespürt, die entsteht,

wenn man den endzeitlichen Aspekt der Herrschaft Gottes zu sehr betont und dessen Nähe unmittelbar erwartet. Im Zeitalter Jesu haben die Apokalyptiker und die zelotischen Aktivisten eine solche Neigung gezeigt; beide aus einem verständlichen Pessimismus gegenüber der Gegenwart. Jesus war ein Gegner der zelotischen Militaristen, mit ihnen hatte er nichts zu tun. Andererseits hat Jesus, anders als etwa die Hauptströmung der Pharisäer, den Zeitpunkt eines kommenden Gottesreichs als nahe empfunden. Diese Naherwartung hat Jesus unter anderem wohl auch von Johannes dem Täufer übernommen. Für Jesu Haltung zur Welt ist also sein Zeitbegriff und der seiner Jünger von entscheidender Bedeutung, und dieser trennt ihn von den Sadduzäern und vielen Pharisäern. Gemeinsam hat er diese Naherwartung eher mit den Leuten von Qumran, von denen er sich aber sonst in sehr vielem unterscheidet. Jesus übernimmt zwar die jüdischen Grundbegriffe einer Eschatologie, aber er versteht sie so, dass sie als Kräfte in der Welt bereits dynamisch wirken. So begreift er auch das an sich erst zu vollendende Reich Gottes als eine Kraft, die von einem bestimmten Zeitpunkt an zu wirken begonnen hat, sozusagen als eine Kraft des Wachstums. Die jüdische Periodenlehre unterscheidet zwischen dieser Welt, der messianischen Zeit und der künftigen Welt, wobei ‚diese Welt‘ und ‚die künftige Welt‘ eindeutige Begriffe sind. Bei der messianischen Zeit hingegen herrschen verschiedene Meinungen, ob diese erst als zukünftige zu gelten hat oder ob wir bereits in ihr stehen. Beide Varianten können ohne weiteres im Judentum gefunden werden. Jesus hat wahrscheinlich die messianische Zeit bereits als Gegenwart empfunden, was andere Juden freilich nicht so sahen. Im Übrigen ist die Teilung dieser Welt in messianisches Zeitalter und künftige Welt erst im 1. nach-christlichen Jahrhundert belegt — im Christentum in der Offenbarung des Johannes, im Judentum im 4. Esra-Buch. Das rabbinische Judentum unterscheidet zwar auch zwischen messianischem Zeitalter und der künftigen Welt, legt dem aber keine besondere Bedeutung bei. Eine Festlegung findet hier, wie auch bei anderen Themen, nicht statt.

Neben dem Zeitverständnis Jesu ist natürlich die Ethik Jesu von grosser Bedeutung. Sein Gebot der Gottesliebe und der Menschenliebe entspricht dem reinen Judentum, und sie findet sich längst in der Hebräischen Bibel, in Leviticus 19, und wird dann vielfach im rabbinischen Judentum variiert, gedeutet und zur Grundlage jüdischer Ethik gestaltet. Gleiches gilt für das Vaterunser, das sich bis zum heutigen Tag im jüdischen Gebetbuch vor allem im Kaddisch-Gebet findet, das bis heute mehrfach in der Liturgie erscheint. Es ist oft von wohlmeinenden Christen gesagt worden, die Juden und Christen könnten daher das Vaterunser vom Inhalt her gemeinsam beten. Da es jedoch zum zentralen Gebet des Christentums geworden ist, werden Juden damit verständlicherweise Schwierigkeiten haben. Gerade an diesem Gebet lässt sich die Verzahnung des urchristlichen Elements mit dem Judentum besonders gut zeigen, weil deutlich wird, wie hier reines, unverkürztes Judentum vorliegt, wobei Juden und Christen sich dessen selten bewusst sind.

Zweifellos spielt der Begriff der Geschichte für unser Thema eine entscheidende Rolle. So etwa in Jesu Selbstverständnis als derjenige, durch den Gott die endzeitliche Sammlung Israels durchführt. Als später die Gemeinden und die an Jesus glaubenden Juden sich auch den Völkern öffneten und damit eine schmerzvolle Scheidung vollzogen, sahen die so entstandenen so genannten "Kirchen" ihre Geschichte als die Verlängerung des bisher durch Israel geschehenen Handelns Gottes in der Geschichte. Daher ist dann auch die im Neuen Testament sich spiegelnde Geschichte an Israel orientiert, nicht an Individuen. Andererseits hat sich Jesus selbst nur an die Juden Palästinas gewandt. Ihnen wollte er die endzeitliche Wiederherstellung des wahren, von Gott seit den Anfängen gewollten Israel, als das Strahlen der Gesellschaft Gottes, in ihre Welt bringen. Geschichte hat in diesem Zusammenhang drei sich im Lichte des Judentums nicht entsprechende Bedeutungen. Erstens: die Anknüpfung an die Hebräische Bibel. Zweitens: die Zuwendung Jesu zu seinem Volke im Sinne messianischer Vollzüge und

Handlungen. Und drittens: das Auseinanderdriften zwischen dem Judentum und der allmählich werdenden Kirche. Dies führte zur Überlagerung, wobei das Judentum unerkennbar wurde und schliesslich als negative Folie diente. Hier handelt es sich um die Folge einer langen christlichen Interpretationsgeschichte, die das Christentum schliesslich zu einem Antijudaismus führte.

Alle drei Synoptiker betonen, dass sich Jesu Stil von dem der "Schriftgelehrten" unterschieden habe. Diese waren vor allem damit befasst, religiöse Lehren mit der ihnen vorgegebenen Tradition in Einklang zu bringen. Es handelt sich hier um Teile von Überlieferungsketten, die in der Schrift selbst ihren Anfang nahmen. Meinungen sollten aufgrund exegetischen Einfallsreichtums begründet werden. Jesus verwendet selbstverständlich auch die Hebräische Bibel; sie steht bei ihm immer im Hintergrund. Gleichzeitig aber lehrte er mit "Vollmacht", ohne formale Rechtfertigung seiner Worte. Er verzichtete gelegentlich auf Schriftbeweise, was eben mit seinem Vollmachtsbewusstsein zusammenhängt. Das bedeutet freilich nicht, dass er die Hebräische Bibel ausser Kraft gesetzt hat.

Es ist seit langem erkannt, dass die in den Evangelien überlieferten Debatten und Streitgespräche zwischen Jesus und Pharisäern mit ihm selbst wenig zu tun haben, sondern später zu datieren sind. Es handelt sich hier um Dispute zwischen den Führern der Jerusalemer Kirche, also den jüdischen Zirkeln der an Christus Glaubenden, und ihren pharisäischen Gegnern, die später in dieser Lehre eine Gefahr für das Judentum sahen — besonders natürlich durch die Paulinische Heidenmission.

Jesus war ein charismatischer, heiliger Mann, der vor allem auch als Lehrer wirkte. Er sass nicht im Lehrhaus und interpretierte dort die Heilige Schrift für seine Zeit, er setzte sich auch nicht nur mit überkommenen Traditionen auseinander, sondern führte das Leben eines Wanderpredigers und Heilers. Im Übrigen wurde Gott von ihm nicht in philosophischen und theologischen

Begriffen gedacht, sondern in lebensnaher Sprache. Für Jesus war Gott König und Vater, beide Aussagen über Gott waren aus der Schrift vorgegeben. Beide Auffassungen von Gott waren zur Zeit Jesu weit verbreitet. Neben der Vorstellung von König und Messias kam im jüdischen apokalyptischen Milieu eine dritte Vorstellung auf: die Erwartung des Reiches Gottes.

Der Neutestamentler T.W. Manson schreibt: "Wir sind zurecht so daran gewöhnt, Jesus als Gegenstand der Religion zu sehen, dass wir dazu neigen, zu vergessen, dass er in unseren frühesten Berichten nicht als Gegenstand der Religion geschildert wird, sondern als religiöser Mensch." Diese Tatsache ist dann später, als auf Jesus eine neue Religion begründet wurde, vergessen worden. Hier liegt eine Überlagerung vor, die das Christentum vom Judentum getrennt hat, so dass die eindeutig jüdischen Züge Jesu kaum noch erkannt werden konnten. Begonnen hat es damit, dass die eigne Identitätssuche der Kirche immer weiter getrieben wurde, selbst dann, als das Christentum längst nicht mehr durch das Judentum bedroht war, sondern bereits seine Herrschaft angetreten hatte. Hier liegen Wurzeln des Antisemitismus.

Im Bewusstsein der nichtjüdischen Jesusgläubigen des 1. Jahrhunderts und im Unterbewusstsein der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch, war das beunruhigende Element der christlichen Geschichte das Scheitern einer im Wesentlichen religiösen Bewegung unter der Judenheit. Wie konnten die Römer, Athener, Epheser, denen die gute Nachricht vom Galiläischen Meister von dessen Jüngern in einer fremdartigen Fachsprache gepredigt wurde, festen Glauben an ihre Botschaft fassen, wenn die ursprünglichen Adressaten — nämlich die Juden —, denen alle diese Grundgedanken vertraut waren, sich im Ganzen weigerten, beeindruckt zu sein? Daraus folgt dann die Vorstellung der Christen, das Evangelium sei perfekt, aber mit den Juden sei etwas grundsätzlich verkehrt; deren Widerspenstigkeit in der Zurückweisung des Messias, der die Verheissungen Israels erfüllt hatte, war der Höhepunkt einer Verderbtheit. Die Privilegien der Juden gingen nun auf die Nichtjuden über. Die

Tatsache der Verweigerung hat zu der bekannten antijüdischen Polemik geführt, die dann leider von der jungen Kirche und den Kirchenvätern so ausgearbeitet wurde, dass das Jüdische im Christentum schliesslich geradezu überlagert und verdrängt wurde (Apg 7,51-53).

Juden als Verräter und Mörder (1.Thes 2,14-16), Juden als professionelle Prophetenmörder, Juden haben den Teufel zum Vater (Joh.8,44). — Diese Stellen sind nicht dazu angetan, das Jüdische im Christentum sichtbar werden zu lassen.

Norbert Lohfink hat in einem Aufsatz: "Das Jüdische am Christentum. Die verlorene Dimension", klargemacht, dass die meisten Schlüsselbegriffe der Verkündigung Jesu und der Theologie des Paulus aus der Sprache der Hebräischen Bibel stammen. Zahlreiche Begriffe, wie: ‚Königsherrschaft Gottes‘ oder die Rede vom: ‚Kommen des Menschensohns‘, stammen aus der Hebräischen Bibel. Auch das "Evangelium für die Armen" und die Seligpreisung der "Armen" weisen auf alttestamentliche Textkomplexe hin, vor allem auf Deutero- und Trito-Jesaja. Die paulinische Sprache bedürfte ebenso einer Neubeleuchtung von der Hebräischen Bibel her. Die Paulinische Rechtfertigungslehre ist zumindest teilweise schon in der deuteronomistischen Theologie entwickelt worden; nur die Christus-Tat hat Paulus als konkrete Gestalt des Heilshandelns Gottes in das Grundschema neu eingesetzt. Im Übrigen findet sich die Paulinische Rechtfertigungslehre sogar noch heute im Gebetbuch für Yom Kippur. Im Deuteronomium wurde diese Theologie der reinen Gnade im Blick auf Israel entwickelt — freilich nicht für das Individuum. Nun ist nicht zu bezweifeln, dass sich die Paulinische Mission und erst recht die spätere Kirche von jener Lehre abgewandt hat, die für Jesus selbstverständlich war, nämlich seine Zuwendung zu den Juden:

"Geht nicht den Weg zu den Heiden (...) sondern geht hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel" (Matt.10.5f.).

Paulus hat dann diese Lehre umgeformt, weil Nichtjuden in grosser Zahl der neuen Gemeinde beitraten. Sie stellten nun das "Israel Gottes" (Gal.6,16) dar, und eine neue Kategorie von Menschen trat auf, die nicht Juden waren, aber auch keine Griechen (Gal.3,28).

Es kann auch nicht übersehen werden, dass der Status der Tora — die für Jesus Massstab seiner Lebensführung war — später zwar nicht abgeschafft oder überholt, so doch eingeschränkt wurde, wenngleich man paulinische Überspitzungen wie "Christus ist des Gesetzes Ende" (Röm. 10,4) auch kritisch zu befragen hat. Es geht hier weniger um den Sinn der Tora, sondern vielmehr um das Kleben am Buchstaben. Dies geschah zweifellos im Zusammenhang mit dem paulinischen Verständnis der Zeit, da er die Erfüllung der göttlichen Verheissungen als nahe bevorstehend empfand. Man interpretiert die Tora anders, wenn man an das bevorstehende Ende dieser Welt glaubt, als wenn man einen Ordnungsrahmen braucht, indem man in unserer Welt zu leben hat.

Andererseits ist bei Paulus selbstverständlich keine Rede davon, dass etwa die ethischen Forderungen abgeschafft würden. Sie finden sich übrigens auch vollständig erhalten in dem frühchristlichen Dokument der Didache. Mit dem Zeitverständnis des Paulus hängt es auch zusammen, dass er sich von der theozentrischen Frömmigkeit des Jesus zu einer christozentrischen Frömmigkeit hinwendet: "Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn (...)" (Gal.4,4).

In zunehmendem Masse wurde dann das frühe Christentum eher auf den Mittler, statt auf Gott, verwiesen. Hier mag das nichtjüdische Christentum in seinen Bedürfnissen und Hoffnungen eine Rolle gespielt haben, was später gelegentlich auch zu einer Vergottung Jesu geführt hat, wenn etwa im ersten Jahrzehnt des 2. Jahrhunderts Ignatius, der Bischof von Antiochien, an Polykarp, den Bischof von Smyrna, schreibt: "Ich sage dir lebe wohl in unserem Gott Jesus Christus."



Das hat Paulus in dieser Weise gewiss nicht gewollt; er hat zwar Christus als Gottes Untertan dargestellt, aber er hat ihn andererseits bereits zu seiner Rechten inthronisiert (1.Kor.15,28). Historisch hat sich vor allem hier eine Spaltung innerhalb des Diaspora-Judentums ergeben. Dabei ist entscheidend, dass die Entfremdung gerade in der Diaspora nicht etwa erfolgte, weil sich das entstehende Christentum in seiner Theologie so weit vom Judentum entfernt hätte, sondern im Gegenteil, weil zwischen Juden und Heidenchristen immer noch die Nähe so deutlich blieb, dass der Konflikt sich gerade daraus ergab. Daher lassen sich hier drei Motive erkennen:

1. Abwehr der den messianisch Christusgläubigen drohenden Gefährdungen von den Synagogen.
2. Eine erbitterte Konkurrenz um einflussreiche Klientel in den Städten, gerade wegen der Nähe von Judentum und Christentum.
3. Das gilt besonders für die Juden: Beeinträchtigung der jüdischen Identität, wo gerade die Juden hier eine Unterscheidung notwendig hatten — besonders angesichts des Eindringens der Heiden in die Christengemeinden.

Juden machten Christusgläubigen den Vorwurf, sie lehrten gegen das Gesetz. Ferner war wohl auch eine tempelkritische Position der Christusgläubigen im Spiel (Apg.7), besonders in der Zeit nach der Zerstörung des Tempels. Dazu kamen, wie erwähnt, torakritische Einstellungen der Christusgläubigen, die eine Beschneidung und Übernahme der ganzen Tora durch christusgläubige Heiden ablehnten. Damit hängt auch zusammen, dass die Juden es ablehnten, die Heiden, auch wenn sie sich zu Christus bekannten, in das Heil Israels einzubeziehen. In jüdischer Sicht, besonders in der Diaspora, stellte sich die christusgläubige Gemeinschaft als eine aus dem Judentum hervorgegangene, vom Mose-Gesetz abgefallene Bewegung dar, die das Judentum in zentralen Identitätsmerkmalen — Beschneidung, Tora, Tempel — zugunsten einer

Assimilation an das Heidentum aufgegeben hatte und sich gerade in der Epoche nach der katastrophalen Niederlage gegen die Römer nur als eine gegen Israel gerichtete Bewegung begreifen liess. Dabei ist zu berücksichtigen, dass es sich hier vor allem um das Diaspora-Judentum handelt, weil die jüdische Urgemeinde im Jahre 66 in das Ost-Jordanland entschwand und dort im Laufe von zwei oder drei Jahrhunderten versandete. Wir haben also zu bedenken, dass diese Judenchristen allmählich aus der Geschichte verschwanden; die hellenistischen Gemeinden jedoch blieben und haben in der Zukunft den Weg des Christentums vorgezeichnet. Das freilich bedeutet nicht, dass sich nicht auch — trotz vieler Überlagerungen — das Jüdische im Christentum noch heute erkennen lässt. Dabei spielt eine wesentliche Rolle, dass die polemische Auseinandersetzung in den Evangelien offenbar notwendig war, um die urchristliche Identität zu retten, eben gerade wegen der Nähe der Lehren, die wir trotz allem noch aus Jesu Predigten entnehmen können. Für die Entfremdung aus dem rein jüdischen Bereich hat dann die Konzeption der Passionsgeschichte eine verhängnisvolle Rolle gespielt, in der die Schuld des Pilatus immer mehr auf Juden verlagert wurde, denn schliesslich konnte man im römischen Reich nicht verkünden, dass Pilatus derjenige war, der den christlichen Erlöser zu Tode gebracht hatte.

Nach der Schoah, die ihre Wurzeln teilweise auch im kirchlichen Antijudaismus hat, geht es heute darum, dass wir das Gemeinsame herausarbeiten, das viel stärker in der Person Jesu liegt, als man bisher angenommen hatte. Es sollte allmählich klarer werden, dass Juden und Christen weniger die Theologie des 1. Jahrhunderts trennt, sondern vielmehr die Geschichte der Konflikte um die jeweilige Identität, die zu retten war, und dass auch Paulus in einer für uns heute schwer nachvollziehbaren Widersprüchlichkeit sich durchaus als Jude verstand. Vieles musste er tun, um die Heiden einzubringen, um ihnen Kenntnis vom Gott Israels zu geben. Das sich dann allmählich auch Verschiebungen ergaben, die offenbar selbst einen weiten jüdischen Rahmen sprengten, hat

Paulus im Römerbrief (Kap.9-11) erkannt, und er versuchte dem zumindest teilweise Einhalt zu gebieten oder vielleicht an Jüdischem noch zu retten, was noch zu retten war.

Wenn wir heute versuchen, zu den Ursprüngen zurückzukehren, sie uns wenigstens soweit zu vergegenwärtigen, wie das heute noch möglich ist, kommen wir nicht umhin, das Jüdische im Christentum zu erkennen, worauf auch das 2. Vatikanische Konzil und spätere Erklärungen deutlich hingewiesen haben.

Hier geht es nicht darum, die Gegensätze scharf herauszuarbeiten, sondern vor allem das Gemeinsame, also das Jüdische, aufzuzeigen, wobei wir hier zusammen fassend sieben Gedanken vortragen:

1. Der Glaube Abrahams und der Patriarchen an den einen Gott, der Israel in unwiderruflicher Liebe in seinen Dienst gestellt hat.
2. Die Berufung zur Heiligkeit: sei heilig, "weil Ich heilig bin" (Lev.11,45), und die Notwendigkeit zur Umkehr (Tischuwa), wie sie die Propheten lehren.
3. Die Verehrung der heiligen Schrift, wobei es sich hier um die Hebräische Bibel handelt.
4. Die Tradition des Gebets des Einzelnen und der Gemeinschaft, vor allem durch die Psalmen.
5. Die Ethik, wie sie etwa in den Geboten vom Sinai sowie in der Tora zum Ausdruck kommt, wobei hier die Grundlagen der Ethik im Judentum und im Christentum die gleichen sind.
6. Die Bezeugung der Heiligkeit Gottes inmitten der Völker der Welt, selbst wenn dieses Zeugnis ein Martyrium zur Folge hat, wie es Juden und Christen im Laufe der Geschichte erlitten.

7. Die Verantwortung für die Schöpfung und damit verbunden die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott, was das Ringen um Frieden erfordert und das Verneinen jeder Diskriminierung des anderen.

Wir übersehen dabei nicht, dass diese gemeinsamen Elemente in zwei durch die Geschichte getrennten, verschiedenen Traditionen gelebt werden. Die Trennung wird bleiben; sie wird aber erträglich und vielleicht sogar gegenseitig bereichernd, wenn man sich vermehrt nicht nur um das Trennende und Ausgrenzende kümmert, sondern vor allem das Gemeinsame erkennt — und das ist eben das Jüdische im Christentum.